



Jürgen Göthel, 59 Jahre, Bahnarbeiter

Text: Oliver Gebrs
Fotos: Frank Schinski

VON HUNDERT AUF NULL

*Der letzte Tag:
Irgendwann ist endgültig Feierabend.
Zu Besuch bei den Menschen,
die man Rentner nennt*

Er hat jetzt den Garten, aber im Winter nutzt ihm das nichts. Im Sommer ist er von morgens bis abends draußen, säht Radieschen, erntet Tomaten oder baut im kleinen Häuschen eine neue Sitzzecke ein. Aber jetzt? Jetzt ziehen sich die Tage. Er steht ja immer noch um sechs Uhr auf, macht Frühstück, liest die Tageszeitung, dann ist es schon halb neun. Meistens schaut er noch mal nach, ob irgendwo Dreck herum liegt – ob auf dem Stäbchenparkett Fusel sind. Die macht er dann weg.

Seit dem 1. Januar 2006 arbeitet Jürgen Göthel nicht mehr, und jetzt ist er krank. Er hat Schmerzen im Bauch, am Rücken und an der Schulter. Er war bei einer Ärztin und hat sich durchchecken lassen. Sie sagt, es sei immer noch der Stress der Arbeit, der ihm jetzt das Leben schwer mache.

Göthel kommt aus Sachsen. Vor der Wende hat er sehr lang für die Reichsbahn Diesel-Loks repariert, nach der Wende haben sie das Ausbesserungswerk in Aue dichtgemacht und Göthel nach Zwickau geschickt. Aber dort brauchte man keinen Meister. Er ist dann in den Westen gezogen – dorthin, wo der Westen ein bisschen aussieht wie der Osten. Er wohnt in einer Siedlung mit mehrgeschossigen Flach-

bauten in Hannover. Zuletzt hatte Göthel wenig Spaß an seiner Arbeit. Zu viel Ärger mit den Kollegen, die in ihm nur den doofen Ossi sahen. „Das haben sie mich merken lassen“, sagt er. Seiner Frau hat er nie etwas erzählt von seinen Problemen. „Ich kann einen Schalter umlegen“, sagt er, „dann ist das weg“.

Er hat den Zusammenhalt, das Kollektiv vermisst. Das habe er im Westen nicht mehr erlebt. Auch sonst sind seine Erfahrungen schlecht. Gleich nach der Wende hat er sich einen Opel Kadett gekauft, Viertürer, aber der hat so geklappert, dass er ihn dem Händler wieder auf den Hof gestellt hat. 3000 Mark minus hieß das damals für ihn. Danach hat er sich einen Mazda gekauft, der bis heute hält. Nichts dran, sagt er, ein Japaner halt. Irgendwie auch aus dem Osten – wie er.

Göthels Parterrewohnung ist rund 60 Quadratmeter groß und sehr sauber. Selbst an den Raufaserwänden hängt nichts, sie sind nur weiß. Die Hälfte des Raumes nimmt eine samtene Couchgarnitur ein, es gibt einen Deckenfluter aus Messing und in der Schrankwand gegenüber vom Sofa steht der Großbildfernseher. Göthel guckt gern Sport. Wenn seine Frau etwas anderes sehen will, hat

er noch einen zweiten Fernseher, einen kleineren. Dann legt er sich lang auf das Sofa und stülpt sich Kopfhörer über. So können sie gemeinsam fernsehen, ohne sich gegenseitig zu stören.

Vorher hatten er und seine Frau die gleiche Wohnung im dritten Stock, aber Jürgen Göthel hat gedacht, wenn mal was frei wird im Erdgeschoss, dann schlagen sie zu. Man muss ja an das Alter denken. Jetzt ist er erst 59, aber was ist in zehn Jahren?

Sein Garten ist nur sieben Minuten Fußweg von seiner Wohnung entfernt, aber seiner Frau ist es dennoch zu weit. Sie legt sich lieber auf die kleine Terrasse, umgeben von den anderen Plattenbauten, und sonnt sich. Für diesen Sommer hat er einen Plan. Er will neue Liegestühle anschaffen mit extra dicken Auflagen, dann kann seine Frau nicht mehr nein sagen.

An seinem letzten Tag nach 42 Jahren bei der Bahn sollte es noch eine Ansprache geben vom einem Gewerkschaftsfunktionär, aber der konnte an Göthels letztem Arbeitstag nicht. Deshalb musste er eine Woche nach seiner Pensionierung noch mal wiederkommen. Das war dann aber das letzte Mal.



Karl Joseph Rudolph, 73 Jahre, Pfarrer

Es ist nicht zu Ende. Nie. Nicht mal mit 73. Es kann auch gar nicht zu Ende sein – selbst wenn Karl Joseph Rudolph nach über 40 Jahren in Rente geschickt wurde. Es ist geradezu lächerlich, denn er hatte ja nie einen Beruf. „Priester sein, das ist eine Berufung“, sagt Rudolph.

Das ist das Eine. Das Andere ist, dass es sich die Kirche gar nicht leisten kann, einen Mann wie Rudolph nach Hause zu schicken. Einer, der in zwei Gemeinden predigte, traute, taufte, Sterbesakramente gab. Der über Jahrzehnte Gehörlosengottesdienste abhielt, wofür ihn die katholische Kirche vor wenigen Jahren ehrte. Monsignore Rudolph steht nun auf seinem Klingelschild. Es ist nie vorbei.

Die Wahrheit ist, dass sie nicht einmal auf ihn verzichten könnten, wenn er nur die Hälfte von allem geleistet hätte. Denn die Kirche hat Nachwuchssorgen. Immer weniger junge Männer wollen Priester werden, wollen das Zölibat auf sich nehmen, fühlen die Berufung, die Rudolph bis heute fühlt.

Im Grunde genommen ist nach der Pensionierung alles beim Alten geblieben und wahrscheinlich wusste Rudolph das schon, als er die letzte Predigt hielt – in Glinde, 50 km vor Hamburg. Als sich die Augen seiner Zuhörer in der Kirche „zu den heiligen Engeln“ mit Tränen füllten; nicht, weil er so eine bewegende Ansprache hielt (er war immer sehr nah dran an der Bibel), sondern, weil sie wussten, dass da einer geht, der sich für sie viel mehr Zeit genommen hat als er musste. Ein Sinnbild der Verlässlichkeit unruhiger Zeit. Nachdem Rudolph gegangen ist, hat die Gemeinde, die immerhin 3000 Mitglieder hat, niemand übernommen. Es gibt dort keinen Pfarrer mehr.

Er wohnt immer noch mit seiner Haushälterin zusammen, die vor 40 Jahren zu ihm zog, weil die Familie immer sehr nah an der Kirche war, wie sie sagt. Sie wohnen nicht mehr in einem großzügigen Pfarrhaus, sondern in einem kleinen Siedlungshaus in Boostedt

bei Neumünster, an dessen Wänden überall Ikonen hängen. Nur der große Fernseher mit dem Ultra-Flachbildschirm sieht fast wie Blasphemie aus. Im Grunde genommen leben die beiden wie in einer alten Ehe. „Nach 25 Jahren Ehe, kommt manchem das Zölibat wie eine Erlösung vor,“ sagt Rudolph.

Das Gute ist: Er muss nicht mehr, aber er kann. Er springt jetzt an vielen Orten ein, macht Urlaubs- und Krankenvertretung. Angesichts des Personalmangels kommt das häufig vor. Er hat sich extra ein Navigationsgerät bei Aldi gekauft, damit er in all die Gemeinden findet, in denen er jetzt einspringt. Sollte die Kirche nicht das Zölibat lockern, vielleicht sogar Frauen den Zugang zum Priesteramt gewähren, um die Nachwuchssorgen zu lösen? Nö, sagt Rudolph.

Er ist mit sich im Reinen, er hat nun fast eine konfuzianische Gelassenheit erlangt. Wenn er was tun könne, sagt er, tue er es gern. „Aber ich tu’s auch gern nicht.“

Sagen wir mal so: Er hat sich nicht tot gemacht. Er saß auf der Schreibstube, wie das beim Bund wohl heißt, hat Presseanfragen beantwortet und Besichtigungen in der Kaserne organisiert. Wenn Politiker kommen, muss schon mal der Kommodore sprechen, sagt Bodo Meier.

Am Schluss hieß sein Beruf „Informationsmeister“, offiziell war er „Oberstabsfeldwebel“, das ist der „Enddienstgrad“ in einer „Unteroffizierslaufbahn“, die für Bodo Meier 1972 begann. Am Anfang hat er jahrelang Hubschrauber repariert, war Bordmechaniker auf der Bell UH-1D. Das ist der Hubschrauber, von dem ganze Scharen zum Walkürenritt von Wagner durch den Film „Apocalypse Now“ flogen. Meier hat den Film immer geliebt.

In seinen 30 Jahren als Soldat scheint nicht viel passiert zu sein. Einmal hieß es, dass die RAF einen Hubschrauber kapern will, um Gefangene zu befreien, da war Alarm. Drei Jahrzehnte später hat dann ein Offizier angeblich Untergebene gequält, und Meier musste

die fragenden Journalisten abwimmeln. Das war’s im Grunde.

Wie alle Berufssoldaten musste er mit 53 Jahren gehen. Der letzte Tag war nichts besonderes. Kleiner Umtrunk mit den Kollegen in der Kaserne in Wunstorf am Steinhuder Meer. Die Abschiedsrede des Kommodore sei eher „aus der Schublade“ gewesen, sagt Meier „mit persönlichen Nuancen“.

Er hätte endlos so weiter machen können, aber es war auch ok, dass es vorbei war. Schon weil er die Fernbeziehung satt war: Mit seiner Frau bewohnt er ein Häuschen in Emstek, einem Ort im Oldenburger Münsterland, zwei Stunden entfernt von der Kaserne.

Er hat den Absprung gut vorbereitet. Als er in den Pressestab der Bundeswehr wechselte, musste er ein Praktikum bei einer Zeitung machen. Meier war bei der „Nordwestzeitung“ in Cloppenburg, das ist die größere Stadt neben Emstek. Dort arbeitet er nun als freier Reporter. Sie rufen ihn an und fragen, ob er nicht zu

der Modellbauausstellung gehen kann, zu dem Theaterstück im Pfarrheim, zum Treffen der CDU. Meier schreibt über alles, und er fotografiert viel. Zusammen ergibt das vielleicht 400 Euro im Monat, aber deswegen macht er es nicht. „Es ist ein interessanter Beruf, in dem man Menschen kennen lernt.“

Der Tag sieht jetzt oft so aus: Er steht um halb fünf auf, um seiner Frau, die zur Arbeit geht, das Frühstück zu machen. Dann liest er Zeitung, schreibt seine Artikel und macht dann „in groben Zügen das Haus sauber“. Seine Frau hat sich nie beschwert, er würde es dann auch lassen mit dem Aufräumen.

Bodo Meier ist kein Frührentner. Er ist jetzt „Freier Journalist für Wort und Bild im Bereich des Landkreises Cloppenburg sowie für überregionale Auftragsarbeiten“. So steht es auf seiner Homepage. Er hat auch den Aufmarsch der Schützen fotografiert. Er ist Mitglied im Verein. Das heißt: Er trägt wieder eine Uniform – als Oberleutnant.

Bodo Meier, 53 Jahre, Soldat



Am schönsten sei es, sagt Werner Meierhofer und legt die Füße aufs Amateurbrett im Cockpit, wenn der Jumbo kurz vor dem Abheben noch einmal in die Knie gebe, um sich dann in die Luft zu schwingen. Meierhofer war 38 Jahre Pilot bei der Lufthansa, einen Großteil davon als Kapitän der 747. In den vergangenen Jahren holte er als Testpilot die brandneuen Jumbos aus Seattle ab.

Im Beisein von zwei Boeing-Ingenieuren unterzog er sie einem peniblen Test, an dessen Ende eine Transaktion wie aus einem Mafia-Film stand. Zehn Männer stehen um einen Tisch mit Telefonen herum und schieben tausende Kilometer entfernt eine Viertelmilliarde Dollar von einem Bankkonto auf das andere. Am Ende schüttelten die Amis Meierhofer die Hand und der flog mit der leeren Maschine zurück nach Frankfurt. Das war fast noch besser, als mit 400 Passagieren an Bord eine 180-Grad-Schleife über San Francisco zu drehen oder in Johannesburg den Tafelberg unter sich zu lassen, wo die Luft so dünn ist, das zusätzlichen Schub sorgt.

Meierhofer flog so gern, dass er gar nicht mehr damit aufhören wollte. Aber mit 60 ist Schluss bei der Lufthansa, früher sogar schon mit 55. Man geht davon aus, dass die Kräfte dann nachlassen, dass die komplexe Aufgabe, eine Maschine mit hunderten Passagieren zu steuern, zu schwer wird.

Aber bei Meierhofer? Bei dem sah es eher so aus, als sei er mit 60 gerade auf der Höhe seines Könnens angekommen. Die Erfahrung von 17.000 Flugstunden, ein Absturz von 300 Metern in einer Wetterwand über dem Rio de la Plata und dazu die bajuwarische Bodenständigkeit machten ihn zum Vorzeige-Flieger des Unternehmens. Wenn er sich zur vorgeschriebenen Pause in die kleine Kabine hinter dem Cockpit ins Stockbett legte, standen seine Schuhe in Reih und Glied davor.

Am Schluss hat Meierhofer so eine Art Abschiedstournee um die Welt gemacht, man hatte ihm einen Dienstplan gestrickt, der ihn noch einmal zu seinen Lieblingsflughäfen

führte. Am Ende seiner Reise stand Meierhofer am Gate in Frankfurt mit diesem großen Blumenstrauß in der Hand, dem ihn die Kollegen überreicht hatten, und er wusste, dass sich kaum etwas vom Glück der letzten Jahre in sein Privatleben rüber retten ließe. Sollte er etwa ein kleines Privatflugzeug kaufen? Golfbälle fliegen lassen?

Für ihn war das Fliegen nicht nur ein Job, sondern eine Passion. Der Jumbo war das perfekte Flugzeug dafür. Nicht zuviel Elektronik, nicht zu wenig. Wenn mal eine Klimaanlage ausfiel, sprang die zweite an. Wäre die noch kaputt gegangen, hätte es eine dritte gegeben, aber die hat er nie benötigt. Genauso war es mit den Stromaggregaten, von denen drei an Bord sind – jedes ausreichend, um ein Dorf mit Strom zu versorgen. Und wenn mal eins von den vier Triebwerken gestreikt hätte, wäre er halt mit dreien weitergeflogen. Aber jetzt darf er ja nicht mehr.

Werner Meierhofer, 60 Jahre, Flugkapitän



Klaus Lörke, 65 Jahre, Postbote

Fünf war immer seine Zeit. Einen Wecker hat er nicht gebraucht. Raus, ein Marmeladenbrot, einen Kaffee, um kurz vor sechs stand er im Postamt. Fünf ist immer noch seine Zeit. Den ersten Kaffee trinkt er aber erst zwei Stunden später. Bis dahin liegt er im Bett und grübelt. Welche Wand er noch streichen kann, welche Steckdose kaputt ist, wie er den Tag rumkriegt.

Zu Klaus Lörkes Abschied hatten die Kollegen einen Sitzungsraum im Postamt geschmückt. An der Wand hing ein Bündel Luftballons in lila, rot und weiß, darunter hingen Luftschlangen. Auf dem Tisch standen Plastikbecher und sechs Flaschen Söhnlein Brillant. „Dass sie alles so schön herrichten“, sagt Lörke, „hätte ich nicht erwartet.“ Von der Post bekam er eine Entlassungsurkunde mit einem großen Bundesadler darauf, von den Kollegen einen Gutschein von Baumarkt. Sie wussten ja: Er bastelt gern.

43 Jahre lang war Lörke Postbote. Pünktlich mit 65 wurde er pensioniert. Am schön-

sten war für ihn die Zeit, als sich die Menschen noch Briefe schrieben, als sie erwartungsfroh aus der Haustür traten, wenn er am Briefkasten herumklapperte. Zuletzt brachte er kaum noch persönliche Briefe, stattdessen immer mehr Rechnungen und Werbesendungen. Und dennoch freuten sich die meisten, wenn er an der Tür auftauchte.

Es ist nicht so, dass er noch unbedingt weiterarbeiten wollte, aber es hätte ihm nichts ausgemacht. Er ist am liebsten draußen und der Kontakt zu den Menschen fehlt ihm. Sie mussten sich gar nicht mit ihm unterhalten, es reichte schon, wenn ihm einer von weitem zuwinkte oder ein Auto hupte. Als er an seinem letzten Tag einer 95-Jährigen die Post brachte und erzählte, dass er bald in Pension geht, fing sie an zu weinen. Und wenn Lörke heute davon erzählt, ist er auch kurz davor. „Ich bin doch so ein Seelchen“, sagt er.

Vor allem fehlt ihm die Bewegung. Gleich nach dem Ende seiner Arbeit hat er ein paar

Kilo zugelegt, obwohl er noch ein paar Mal zu Fuß zu dem Postamt gelaufen ist, in dem er gearbeitet hat. Einfach mal nach dem Rechten sehen.

„Das mit dem Renovieren ging gleich am ersten Tag der Rente los“, sagt seine Frau. Erst sei das Wohnzimmer tapeziert worden, dann hat Lörke große Stein-Imitate an die Wand hinter dem Kamin geklebt. Er macht jetzt auch viel mit buntem Bleiglas und oft sitzt er im Wohnzimmer in seinem gemütlichen Stuhl und schaut in den Garten hinaus. Dort steht, unter einer blauen Plastikplane versteckt, sein kleiner Wohnwagen. Er hätte jetzt eigentlich Lust, öfter damit loszufahren – in die Berge, ans Meer. Aber er hat ja nur mehr Zeit und nicht mehr Geld.

Also muss er sich hier eine Beschäftigung suchen. Er hat sich zum Beispiel auch einen extra großen Briefkasten vor das Haus gebaut. Die ganze Werbung, sagt er, passt sonst nicht hinein. ■